



**Rothenbusch, Ralf;
Ruhstorfer, Karlheinz (Hg.) (2019):
Eingegeben von Gott. Zur Interpretation
der Bibel und ihrer Geltung heute**
Quaestiones Disputatae 296

Freiburg: Herder, 231 Seiten
ISBN 978-3-451-02196-8

Im Vorwort bekräftigen die Herausgeber, dass zeitgemäße Offenbarungstheologie sich mit Bibelhermeneutik beschäftigen müsse und hier besonders mit der Frage nach der »Inspiration der Heiligen Schrift« (S. 7).

Der Band stellt eine Tagungsdokumentation zum 50. Jahrestag der 1965 verabschiedeten *Offenbarungskonstitution des II. Vatikanischen Konzils Dei Verbum*, vorausgegangen ist der Tagung die Studie *Gottes Wort im Menschen – die Bibel als Fundament der Theologie* (2014). Die Grundfrage ist die Inspiration des »Menschenwerks der Bibel durch Gott« (S. 8).

Der erste Beitrag von Thomas Söding untersucht die »Inspirierte Exegese. Eine paulinische Perspektive« (S. 11–32). Söding geht vom Postulat (S. 11) einer schriftgemäßen Inspirationslehre aus und geht biblische Texte durch, die in ihrer hermeneutischen Orientierungskraft wahrgenommen werden. Die Bibel soll dabei als Medium der Offenbarung gesehen werden, was als »kommunikationstheoretischer Offenbarungssatz« gesehen wird (S. 12). Paulus reflektiere in seinem Schriftgebrauch den Rekurs auf die Texte der hebräischen Bibel (S. 13), zum Beispiel in 2 Tim 3, 16: Die ganze Schrift sei von Gott eingegeben, vom Heiligen Geist getragen und Menschen hätten so von Gott geredet (2. Petr 1, 21f). Nach seinem Damaskuserlebnis habe Paulus die Schrift auf Jesus hin ausgelegt und ihn »gemäß den Schriften« verkündet (1. Kor 15, 3-5): Er

unterscheide einen Literalsinn (Gal 3, 16; 22, 17); die Allegorie (Gal 4, 24); die Typologie (Röm 5, 14). Paulus verwende verschiedene Methoden der Schriftauslegung, um einerseits einen Bezug zu seinen heiligen Schriften (S. 14) und andererseits einen aktuellen Bezug zu seiner Hörer_innenschaft herzustellen, zwar mit einer pharisäischen Kodierung, aber mit Konzentration auf Jesus Christus. Inspiration sei nicht nur Schreiben und Lesen des Heiligen Textes, sondern habe Bezug zum dialogischen Heilsgeschehen selbst, Anteilhabe an Gottes Gnade durch Glaube und Liebe (S. 29).

Christoph Dohmen (S. 33–51) sieht in der LXX-Übersetzung ein Vorbild für die Einheitsübersetzung (2016). Die tatsächliche Uneinheitlichkeit der LXX stehe aber der Legende des Ursprungsmythos der LXX entgegen. Die griechischen Übersetzer des hebräischen Textes hätten um die Frage der Legitimation gerungen und damit auch um die Inspiration des Textes. Allgemeine Auslegung und Literalsinn in der christlichen Auslegung traten dann in Folge in Konkurrenz zueinander (S. 43) – die mittelalterliche Lehre vom vierfachen Schriftsinn entstand, die aber ebenso vom Judentum übernommen wurde. Wenn Gott aber im Menschenwort Menschen anspreche (S. 49), müsste dieser Satz sowohl für Erstadressaten als auch für heutige Rezipierende gelten. Der Kanon werde zum Ort, »an dem der Sinn der inspirierten Schrift festgemacht werden muss« (S. 50). Die Heilige Schrift habe in dieser Lesart so etwas wie eine göttliche und eine menschliche Seite (S. 51), was auch dem Judentum nicht fremd gewesen sei (S. 51).

Manfred Oeming stellt in seinem Aufsatz protestantische Perspektiven zur Inspiration des Alten Testaments als Wort Gottes vor (S. 52–99). Anfangs wird die Glaubensentscheidung Martin Luthers skizziert, die sogleich auch eine hermeneutische Grundentscheidung auf das Bibelverständnis war (S. 52). Die Bibel als Wort Gottes verstanden, wurde zum Dreh- und Angelpunkt der Theologie und auch zum theologischen Wahrheitskriterium (S. 53). In der Folgezeit musste die Relevanz der Bibel immer wieder neu bedacht und

entschieden werden (S. 54) – gerade das Alte Testament musste immer als Bestand des Kanons legitimiert werden (S. 54). An die Stelle der Schriftauslegung trat in der protestantischen Theologie immer mehr das Prinzip der Selbstausslegung des Menschen oder »Selbstausslegung des gegenwärtigen frommen Selbstbewusstseins« (S. 55). Systematische Theologie, so Oeming, setze immer mehr »auf die Reflexion der Erfahrungen der Gegenwart« (S. 56) – zudem sei die Tendenz zur Dekanonisierung des Alten Testaments zu beobachten. Oeming stellt deswegen die Frage, inwiefern man noch am Alten Testament als inspiriertem Wort Gottes festhalten könne (S. 57). Die Bibel, so die protestantische Orthodoxie, sei vom Heiligen Geist selbst diktiert worden, Gott sei ihr unmittelbarer Urheber (vgl. 2 Tim 3, 16; S. 63). In der Aufklärung wurde an den Positionen lutherischer Orthodoxie deutlich Kritik geübt (S. 64). Bei Immanuel Kant ging es dann um die moralische Besserung des Menschen; schärfste Kritik am Alten Testament übte dann Hermann Samuel Reimarus (S. 65), indem er dem Alten Testament moralische Insuffizienz vorwarf. Nach Reimarus wandelte sich der Bezug zum Alten Testament – das AT wurde besonderes Kulturgut (S. 67), aus der Bibel wurde eine »post-theologische Bibel« (S. 68) als Kulturgut. Zug um Zug wurde die Bibel desakralisiert und kulturprotestantisch interpretiert (S. 69). Die Bibel wurde zum Museum der antiken Kultur (S. 69), und das AT war der Anhang zum Neuen Testament. Gegen die liberale Theologie revoltierte die sog. dialektische Theologie, die vor allem bei Karl Barth eine dogmatische Schriftauslegung »als wirklich kritische Schriftauslegung« evozierte (S. 71). Heute habe sich eine »liberale, religionswissenschaftlich orientierte Exegese« etabliert (S. 83). Kritik daran komme vom sog. *canonical approach* (S. 84), ein Ansatz, der sich für kontextuelle Auslegung stark macht. Die Pluralität der Zugänge werde zu einem Kriterium guter Schriftauslegung.

Ralf Rothenbusch kommentiert in seinem Aufsatz (S. 100–135) das päpstliche Dokument *Inspiration und Wahrheit der Heiligen Schrift* (2014). Inspiration sei ein Handeln Gottes am Menschen, der dazu befähigt

wird, Offenbarung schriftlich getreu wiederzugeben, d.h., Inspiration setze immer Offenbarung voraus. Inspiration und Selbstmitteilung Gottes seien untrennbar miteinander verbunden und aufeinander bezogen; inspiriert seien menschliche Verfasser (S. 101), d.h., das Wort Gottes erscheint im von Gott inspirierten Menschenwort (S. 101). Nach Rothenbuschs Ansicht gehe es also um ein kommunikatives Handeln, d.h., nicht nur Autoren, sondern auch Texte selbst müssen als inspiriert (S. 104) gelten. Aber der Sinnreichtum der Texte ist nicht einfach gleichzusetzen mit der Intention der biblischen: »Jedem Text eignet notwendig eine Sinnpluralität, die durch eine aktive Sinnkonstruktion bzw. -rekonstruktion seitens der Rezipienten konstituiert wird« (S. 105). Gleichwohl bleibe aber die Autonomie des Textes gegenüber den Rezipierenden gewahrt, d.h., der von den Rezipierenden gebildete Sinn sei nicht beliebig, und es existierten Grenzen der Interpretation (S. 105). Nach Ansicht Rothenbuschs werde die Sinngeschichte biblischer Überlieferung in die Sinngeschichte der Rezipierenden fortgesetzt (S. 117).

Helmut Gabels Aufsatz thematisiert Engführungen und Neuaufbrüche der Inspirationslehre (S. 136–184). Die traditionelle Vorstellung der Inspiration sei die, dass der Heilige Geist den biblischen Schriftstellern Wort für Wort diktiert habe. Nach Meinung des Autors schwinde im Begriff »Inspiration« ein soteriologischer Unterton mit (S. 143). Helmut Gabel übt im Folgenden massive Kritik an der neuscholastischen Interpretation der Inspiration und sieht darin nicht nur ein theologisches, sondern vor allem auch ein kirchenmachtpolitisches Problem (S. 150). Grundsätzlich sieht er in einer sog. »Real-Inspiration« und einer »psychologischen Verbalinspiration« eine massive Bedeutungsreduktion (S. 151), weil die Heil- und Lebensrelevanz der Texte außer Acht gelassen würde (S. 151).

Johanna Rahner plädiert in ihrem Beitrag (S. 185–204) für eine Kultur der Ambiguität und Vieldeutigkeit; gegen Jan Assmann müsse ein theologischer Wahrheitsanspruch nicht direkt zu einer Gewaltanwendung führen (S. 187). Angewandt auf die Heilige Schrift tritt eine Fülle von Perspektiven auf, die sich nur unter Ge-

waltanwendung vereinheitlichen ließe (S. 191) – andererseits müsse man die Pluralität biblischer Sinnentwürfe aushalten; in der neutestamentlichen Tradition, so die Autorin, exkarniere sich die apostolische Tradition, die aber an die Texte zurückgebunden bleibe, die sie verlebendigt (S.191). Die Heiligen Schriften der Bibel seien konstituierende Elemente von Israel und Kirche (S. 192). Entscheidend werde dann die jeweilige Rezeptionsgemeinschaft, weil in ihr Lebens- und Glaubensvollzug praktiziert werde (S. 193). Ursprünglich diene die Idee der Inspiration dem Schutz der Einheit von Altem und Neuem Testament (S. 195) und auch dem Schutz des Judentums vor Antijudaismus. Aber die Inspirationslehre wurde ähnlich wie die *Sola-Scriptura*-Lehre der Reformatoren in späterer Zeit exklusiv verwendet und zeige sich dann in Fundamentalismen verschiedener Art (S. 199). Das Ereignis der Selbstmitteilung des dreieinen Gottes sei ein personal-dialogisches Ereignis (S. 201).

Karlheinz Ruhstorfer nimmt in seinem Beitrag (S. 205 – 230) Bezug zum Unbehagen an der prinzipiellen Autorität religiöser Schriften, was er in deren Unhinterfragbarkeit als »Inbegriff eines autoritären Fundamentalismus« charakterisiert (S. 205). Der religiöse Fundamentalismus beansprucht absolute Autorität gegen jede Vernunft (S. 205) – die Unhinterfragbarkeit biblischer Schriften werde in Folge noch auf den Ausleger übertragen (S. 206). Ruhstorfer plädiert daher für die Wertschätzung menschlicher Vernunft (S. 207); (vgl. Eph 4, 22ff): »Vielmehr müssen wir Wege suchen, den Inspirationsgedanken und den biblischen Vernunft- bzw. Geistbegriff mit der Autonomie des menschlichen Individuums zu vermitteln« (S. 207). Geistigkeit und Freiheit dürfen in ihrem Eigenwert nicht beschnitten werden, sonst werde die Freiheit des Menschen in Frage gestellt (S. 209). Ruhstorfer plädiert dafür, die Rolle der kritischen Vernunft hochzuhalten (S. 210) und fordert auf, nach den »Quellen der Inspiration« zu suchen, um den Geist zu denken (S. 210).

Das Buch ist in seiner Fülle äußerst anregend und sollte in keinem bibelwissenschaftlichen oder exegetischen Seminar fehlen. *Wilhelm Schwendemann*

Raphael Rauch (2018):

»Visuelle Integration«?

Juden in westdeutschen Fernsehserien nach »Holocaust«

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 458 Seiten
ISBN 978-3-525-31048-9

Raphael Rauch legt mit seiner Dissertationsschrift *»Visuelle Integration«? Juden in westdeutschen Fernsehserien nach »Holocaust«* eine umfassende Studie zur Darstellung jüdischer Figuren im deutschen Fernsehen, deren Rezeptionsgeschichte und Auswirkung auf die deutsche Erinnerungskultur vor.

Das Medium Fernsehen und dessen »audiovisuelle Form sowie die Verbindung von medialer Gleichzeitigkeit und Vergegenwärtigung« bietet, so Rauch, das Potential, »sich der Geschichte zu erinnern und darüber die eigene staatliche und kulturelle Identität herauszubilden« und die verschiedenen Phasen des deutsch-jüdischen Verhältnisses nach der nationalsozialistischen Verfolgung darzustellen. Auf Basis dieser Annahme analysiert Rauch deutsche Fernsehserien aus der Zeit von 1977 bis 1986, die das deutsch-jüdische Verhältnis verhandeln, ausgehend vom Referenzpunkt der deutschen Erstausstrahlung der amerikanischen TV-Serie *Holocaust*. Dieser wird, so führt Rauch aus, der »Charakter einer Zäsur und eines Medienereignisses von bislang nicht bekanntem Ausmaß« zugesprochen (S. 9), u.a., da durch die Ausstrahlung von *Holocaust* im westdeutschen Fernsehen das bis dato geltende, verkürzt als »Adorno-Diktum« bezeichnete der Nichtdarstellbarkeit des Holocaust abgelöst wurde.

Rauch geht der Forschungsfrage nach, ob bzw. inwiefern Fernsehserien in den 1980er Jahren, einer Zeit in der die *jewish spaces* aufkamen, »einen Beitrag zur »visuellen Integration« von Juden in die bundesrepublikanische Gesellschaft leisten wollten und wie dies in der Rezeption bewertet wurde« (S. 19). Weiterführend überprüft er, »inwiefern sich, ausgehend von dem Medienereignis *Holocaust*, die Grenzen des Sagbaren im Sinn der historischen Diskursanalyse verschoben haben« (S. 19). Dabei versucht Rauch, den Weg von einer